Das bayrische Nationalmuseum

Autor(en): **Gundrum, M.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **5 (1900-1901)**

Heft 12

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-310217

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

sagt oft, der Zucker mache die Zähne schlecht; das ist nicht eine Folge des mechanischen Zerbeissens oder der Säuren, mit denen er gemischt ist, sondern das kommt daher, weil der mit Zucker Gesättigte weniger Vegetabilien aufnehmen wird, und diese sind es doch, die die Kalksalze zur Erhaltung der Zähne zuführen. Weil der Zucker sättigt, hält er vom Genuss eisenhaltiger Nahrung ab, und deshalb macht er blutarm. Das gleiche gilt natürlich in verstärktem Masse vom Alkohol, bei dessen Bereitung die wertvollsten Nahrungsstoffe der Traube, wie des Getreides zu Grunde gehen.

Deshalb wünscht Prof. Dr. Bunge, man möge den Zucker möglichst hoch besteuern, aber die Zölle auf die Einfuhr von Südfrüchten beseitigen und Gartenbau und Obstkultur möglichst fördern. *G. Z.*

Das bayrische Nationalmuseum.

Von *M. Gundrum*, Sekundarlehrerin in Basel. Geschrieben in München, Anfangs April.

Der Winter behauptet sich mit einer Hartnäckigkeit, die nur von der gemütlichen Gelassenheit des Münchners übertrumpft werden kann. Fremde erregen sich oft über beide, bis sie die völlige Nutzlosigkeit ihrer Kraftanstrengungen einsehen und instinktiv herausfühlen, wo der Münchner seine heitere Ergebung herbezieht. Und haben sie die richtigen Quellen erst entdeckt, so vollzieht sich das Wunder auch an ihnen, sie werden zufrieden und gemütlich, lachen dem Winter was ins Gesicht und verwünschen die Eisenbahnen, die sie demnächst wieder wegbringen sollen. Ja sie werden sogar unternehmungslustiger und waghalsiger als der Münchner selbst und verschwinden stundenlang hinter den schweren Thoren jener ernsten, feierlichen Gebäude, welche der richtige Münchner wissend und schmunzelnd umgeht, bis er zu den heitern Hallen und Burgen kommt, die schon von aussen künden, dass Lebenslust und Fröhlichkeit hier zu Hause sind. Vor einem Bau aber — an der Prinzregentenstrasse steht er, und seit letzten Oktober ist er eröffnet — wird auch der Münchner stutzig. Nichts von der langweiligen Grauheit und Starrheit des Glaspalastes, keine fern hergeholten Säulenportikusse und Giebelformen einer Glyptothek und Umgebung, keine geduldige Wiederholung eines und desselben Gedankens bis zur klassischen Form einer alten und neuen Pinakothek, kein Abklatsch aus Florenz oder Rom oder Griechenland und doch soviel Aehnlichkeit mit alten, liebgewordenen Zügen. Es ist, als ob eine lange Reihe gesunder Väter und Mütter diesem Enkelkinde all ihre Vorzüge vermacht hätten, so steht dieser Bau da in jugendlicher Kraft und Heiterkeit.

Das ist das bayrische Nationalmuseum, erbaut von Gabriel Seidl, und freudig anerkennts der Münchner als Geist von seinem Geist. Seine sichere behagliche Ausdehnung auf einer breiten, zum ruhen einladenden Grundlage ist dem Münchner sympathisch, mit Wohlgefallen überblickt er von den davorgebauten Anlagen aus die wechselvolle Silhouette der langen Front und lässt sein Auge ausruhen auf dem markig hervortretenden viereckigen Turm in der Mitte, der mit seinen beiden enganliegenden Seitentürmen dem Suchenden eine ganz besondere Fülle an Einzelformen bietet. Eine massive Mauer schliesst energisch den weiten Häuser- und Höfekomplex nach aussen ab. Derbe Centauren, bellende Hunde, lustige Putten treiben darauf ihr Wesen, kräftige Figuren finden Schutz in ihren Nischen.

So erinnert dieses Nationalmuseum in nichts an die gewöhnlichen Museumsbauten, aber es entspricht in seiner äussern Form schon, die ein geschichtlich bedingtes Ergebnis der letzten fünf Jahrhunderte ist, ganz dem kulturgeschichtlichen Zweck, dem es zu dienen hat, und damit ist das modernste aller künstlerischen Bedürfnisse befriedigt. Der blosse Sammelgeist früherer Epochen ist zum raffinierten Kunstgenuss geworden. Wir wollen das Bild in seinem eigenen Rahmen, an der dazu gestimmten Wand, — wir ersehnen in die losgerissenen Reste der Vergangenheit wieder das Leben, die Liebe, den Glauben ihrer Zeit hinein. Diese That der Auferweckung und Wiederbelebung hat Architekt Seidl im Verein mit seinem kongenialen Freund, Prof. Rudolf Seitz, zu stande gebracht.

Wenn man den Bau im Innern durchwandert und sieht, wie jeder Raum direckt für die Gegenstände gedacht ist, die er zur Geltung bringen soll, dann erstaunt man über die Riesenleistung, die das Aeussere mit dem Innern in solchen Einklang bringen und dieses Innere bis in seine intimsten Winkelchen hinein so schön und zweckentsprechend gestalten konnte. Das gilt vor allem vom Erdgeschoss. In 48 Sälen sind in chronologischer Folge die Denkmäler der verschiedenen Kulturepochen aneinandergereiht und zwar so, dass die Säle immer in den Stilarten gebaut und ausgeschmückt sind, denen die entsprechenden Gegenstände angehören Beim Eintritt befindet man sich in einem in römischer Art gebauten Raum, eine offene Säulenstellung trennt ihn für die prähistorischen und römischen Altertümer in zwei Säle.

Und nun stehen wir also vor den Zeugen einer ältesten Vergangenheit, den Waffen und Schmuckgegenständen aus der Stein- und Bronzezeit, und glaubens kaum, so sehr ist die typische Form dieser Dinge hier schon getroffen und ein Schönheitsbedürfnis so stark, wie das unsrige, hat nicht nur direkten Schmuck erfunden, sondern auch das Unentbehrliche möglichst schön zu gestalten gesucht. Fast thuts einem leid, weiter zu gehen in den Saal der römischen Altertümer, denen man ihren provinzialen Ursprung in einer Zeit des Verfalls meist zu sehr anmerkt, um für die jähe Unterbrechung der naiven Ursprünglichkeit voriger Epochen entschädigt zu werden.

Nach Rom kam der Einfluss aus Byzanz. Das fühlen wir im kleinen Raum der merowingischen Epoche, wo Mosaiknachbildungen aus der Sophienkirche und San Vitale von den Wänden herunterleuchten. Vor allen Räumen reizvoll ist die nun folgende kreisrunde Kapelle mit dem Ringgewölbe auf der kraftvollen, lebendigen Mittelsäule und den warm getönten Wänden, auf welchen die Schriftzüge, es sind Namen und Sentenzen von zeitgenössischen Kunstgelehrten, so vollendet ornamental wirken. Dieser Raum enthält die romanische Kleinkunst, im nächsten grossen Saal empfängt uns ein ungehoffter Reichtum von romanischen Bauteilen und Skulpturen aus Stein und Holz. Wenn der Laie sich auch mit den steifen Figuren in den stilisierten Gewändern kaum befreunden kann, so wird er um so eher mit wachsender Bewunderung und Heiterkeit diese Säulen, Kapitäle, Träger, Friese etc. studieren, die eine unerschöpfliche Phantasie und Lebenslust mit den wunderlichsten Gebilden der organischen Welt übersponnen hat.

Weiter gehts, zu den Anfängen der Malerei, erst Miniaturen, dann kleine Tafelbilder aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Allmählich werden die Gestalten feiner, schlanker, gefühlvoller, wir nähern uns der Gotik. Da empfängt uns auch schon das erste gotische Kreuzgewölbe, das Skulpturen und Malereien des 14. und 15. Jahrhunderts überspannt. Nürnberg ist hier der Bedeutung gemäss,

die es so bald für die deutsche Kunst gewinnen sollte, glänzend vertreten durch den grossen Flügelaltar aus Bamberg, wahrscheinlich ein Werk Meister Bertholds.

Die Zeit ist gekommen, in der die Städte ihre höchste Macht und Herrlichkeit entfalten. Handel und Gewerbe schaffen reiche Mittel zur Befriedigung der rasch sich steigernden Lebensbedürfnisse. Nord und Süd und Ost und West berühren sich, und es eröffnen sich im Kontakt mit fremden Sitten neue Perspektiven, in denen ein raffinierterer Lebensgenuss sich auswachsen kann. Neue Schönheitsbegriffe entstehen, die Menschen kleiden sich anders, essen aus andern Gefässen, wohnen anders und die Künstler können sich nicht genug thun im Entdecken und Gestalten der neuen Formen, in denen die mächtigen alles durchdringenden Empfindungen sich verkörpern können. Wir kommen nun durch eine Reihe von Zimmern, die uns diese Zeit wieder lebendig werden lassen. Wir sehen, wie sich Künstler mit der gleichen Liebe und Hingebung der kleinsten, wie der grössten Dinge bemächtigen, um dem Schönheitshunger des Publikums Genüge zu leisten. Den Stuhl, den Schrank, die Bettstatt, das Zimmer, den Altar, die Kirche, alles durchflutet dieser selbe freudige, strebende Geist, immer feiner werden die Gräte, immer gewundener, schmiegender, biegender die Formen. Eine Menge von Malereien und Skulpturen zeigen, auf welche Weisen die Figuren das gesteigerte Empfindungsleben zum Ausdruck bringen. Neben Nürnberg ist Augsburg, die reiche Fuggerstadt, die produktivste Stadt, aber auch aus allen übrigen Teilen Bayerns sind reiche Kunstschätze hier.

Von Zimmer zu Zimmer wächst das Staunen, die Ehrfurcht des Beschauers, bis er aufatmend den Kirchensaal betritt und ahnt, welch innerstes Bedürfnis in damaliger Zeit die gotischen Dome erstehen liess. Aber ein ausruhn giebt's auch hier nicht. Das Schiff ist von zwei Reihen von Kapellen flankiert, und so ist der richtige Raum geschaffen für all die Altäre und übrigen Denkmäler religiöser Art. Dann folgt eine kleine Sammlung von Werken des Würzburger Bildhauers Riemenschneider, der sich glücklichst an Dürer'scher Kunst inspiriert hat. Wieder gotische Räume, auch zwei reichgefüllte Waffenhallen und nun plötzlich ein Raum, aus dem ein völlig anderer Geist uns entgegenweht. Der niedrige, nur in einer Richtung gegliederte Plafond hat dem hohen, reich kassettierten weichen müssen, der immer prunktvoller, farben- und formenreicher wird, je weiter wir vordringen. „Deutsche Renaissance", belehrt uns der gedruckte Führer, und „rascher Uebergang zum Barock," das spüren wir selber. Der Einfluss aus Italien wird immer aufdringlicher, kostbare Teppiche schmücken die Wände, geräumige Architekturen erscheinen auf den Hintergründen der Bilder, die dargestellten Figuren werden runder, üppiger, lässiger, die Schränke fangen an, ganzen Kirchenfassaden zu gleichen.

Ja, ein anderer Geist ist eingezogen in die deutschen Gaue, die Städte und Bürger sind's nicht mehr, die nach Kunst, nach geschmackvoller Umgebung verlangen. Die Monarchen und einzelne auserlesene Geschlechter ziehen sie in ihre Paläste herein und zwingen sie, immer ausschliesslicher ihr Dasein und ihre Person zu verherrlichen. Im Führer sind die folgenden Säle nach Fürsten der jeweiligen Epoche benannt, und sie enthalten auch die kostbaren Möbel und Dekorationsgegenstände, die die Schlösser und Paläste der Grossen gefüllt. Ein kleiner Vorraum zu einer Kapelle im Barockstil zeigt dagegen verschiedene Nachweise der *volkstümlichen*, religiösen Gebräuche und eröffnet so einen kurzen, wehmütigen Ausblick auf die Kluft zwischen den zwei Lagern des gleichen Volkes.

Die Rokokozeit bringt wieder etwas Schwung und Reiz in all den Prunk und Pomp hinein. Diese Zeit ist besonders glänzend veranschaulicht, teils durch Originaleinrichtungen, teils durch meisterhafte Nachbildungen.

Am schlichten Empirestil einiger Räume unseres Jahrhunderts erholt man sich wieder einigermassen von all dem Glanz und Geflimmer und versucht dann, im Saale Ludwigs II., dem unglücklichen König gerecht zu werden, der mit aller Macht seiner schönheitsdurstigen Seele vergangene Königsherrlichkeit wieder aufzuerwecken versuchte.

Und nun steht man am Ausgang, übersättigt von all dem Gesehenen, und gesteht sich unwillkürlich, dass die Gegenwart keiner geringen Aufgabe gegenübersteht, wenn sie sich berufen glaubt, unser gesamtes modernes Leben mit Schönheit zu durchdringen und einen Stil zu schaffen, zu dem auch das Bedürfnis erst geweckt werden muss.

Das Untergeschoss kann uns nicht lange aufhalten, denn die Bauernstuben, die hier Platz finden sollen, sind noch nicht eingerichtet, und die Straf- und Folterwerkzeuge zu schildern, überlasse ich einer berufeneren Feder.

Im 1. Stock haben die verschiedenen Fachsammlungen Platz gefunden. Anziehender für den nicht Fachgelehrten ist der 2. Stock mit den Weihnachtskrippen. Das ist eine Privatsammlung von Max Schmederer, die er der Stadt geschenkt und deren reizvolle Aufstellung er hier selbst geleitet. Jung und Alt freut sich an den kleinen lebensvollen Gestalten. Am kunstvollsten sind die neapolitanischen Krippen, die ein höchst bewegtes Bild von dem ganzen Leben und Treiben dieses glücklichen Volksschlages geben.

So wäre unser sehr oberflächlicher Durchgang zu Ende, es bleibt höchstens noch, auf die in verschiedenen Stilen gehaltenen Höfe hinzuweisen, die aber zur Zeit noch winterlich geschützt sind. Und nun kann ich um so mehr einladen, in Person herzukommen und sich in die Reichtümer der Sammlung liebevoll zu versenken, als es mitterweile Frühling geworden ist und der Fremde seinen Kunstenthusiasmus nicht mehr mit halberfrorenen Füssen, steifen Fingern und blauen Nasen erkaufen muss. Die Münchner haben zwar sogar dies freudig in Kauf genommen, den ganzen Winter hindurch stockte an den eintrittsfreien Sonntagen der Zug nicht, obwohl der Sammlung wegen die Räume nur bis auf 6 Grad erwärmt wurden.

(Zuerst in der Allgemeinen Schweizer Zeitung erschienen.)

Sprechsaal.

Was einst einem Pfarrer passierte. In der guten, alten Zeit, als es in den Landpfarrhäusern noch gar idyllisch herging, lebte irgendwo im Kanton Bern ein alter Pfarrer, der von des Lebens Mühen und Nöten wenig kannte. Er hatte aber auch keine acht- oder zehnköpfige Familie durchzubringen, wie die meisten seiner Amtsbrüder, sondern lebte ganz allein mit seinem alten Bäbeli. Das hegte und pflegte ihn nach besten Kräften und kochte ihm alle möglichen guten Plättlein und Leibspeisen, was er dankbar anerkannte; und Bäbelis Lohn blieb nicht aus.

Von Zeit zu Zeit fand in einem der umliegenden Pfarrhäuser grosse Visitaz statt. Da rückten von allen Seiten her die Pfarrherren an, ihre bessere Hälfte sorglich am Arm führend und die Kinder lustig voran springen lassend. Auch unser Pfarrer fehlte bei solchen Anlässen nie, trug ihn ja doch sein